

Vertrauen – Wird schon gut gehen, oder?

Warum Vertrauen gerade in einer Zeit so wichtig ist, in der alles auf Wissen und Kontrolle beruht.

Von Marcus Jauer in DIE ZEIT Nr. 23/2020 vom 28. Mai 2020



Der Artist Philippe Petit bei seinem berühmten Drahtseilakt

Der 7. August 1974 beginnt in Manhattan neblig und keineswegs windstill, als sich um kurz nach sieben Uhr morgens am Fuß des World Trade Center eine kleine, aber schnell wachsende Menschenmenge bildet. Passanten, gerade noch auf dem Weg zur Arbeit, bleiben plötzlich stehen und schauen, den Kopf in den Nacken gelegt, nach oben. Dorthin, wo sich die obersten Etagen der beiden schlanken Türme in den Wolken verlieren.

"Sehen Sie, sehen Sie da!", ruft eine junge Frau aus der Menge und zeigt hinauf. "Ein Seiltänzer! Er läuft! Er läuft!"

Der Mann, ganz in Schwarz gekleidet, hält eine Stange in den Händen und bewegt sich zwischen den Türmen hin und her. Immer wieder überquert er die sechzig Meter von einer Seite zur anderen, wendet, geht zurück, kniet nieder und legt sich, die Stange über der Brust, sogar auf das Seil. Scheinbar schwerelos, mitten im Nichts. Eine Dreiviertelstunde lang. Bis ihn Polizisten schließlich vom Dach holen.

Wer ist dieser Mann? Ist er verrückt?

Der Mann heißt Philippe Petit, ist Franzose und 24 Jahre alt. Seitdem er als Jugendlicher in einer Zeitschrift die Zeichnung zweier riesiger, eng nebeneinanderstehender Türme sah, die

in New York gebaut werden sollen, hat er den Traum, von einem zum anderen zu gehen. Er hat sein Können an den Kirchtürmen von Notre-Dame und an der Sydney Harbour Bridge geschult. Er hat das World Trade Center über Wochen ausgekundschaftet, sich als Journalist ausgegeben, den Bauleiter interviewt, Fotos vom Dach gemacht. Hat mit einem gefälschten Hausausweis am Tag zuvor den Südturm betreten, während sich seine Freunde im Nordturm versteckt haben. In der Nacht schießen sie mit Pfeil und Bogen eine Angelschnur zu ihm hinüber, an die sie immer dickere Schnüre kneten und schließlich das Drahtseil. Als der Morgen anbricht, führt über den vierhundert Meter tiefen Abgrund ein Weg, kaum mehr als einen Finger breit.

"Jetzt musste ich mich nur noch entscheiden, ob ich das Gewicht von meinem Fuß, der auf dem Gebäude stand, auf den Fuß verlagere, der auf dem Seil stand", sagt Philippe Petit später in dem Dokumentarfilm *Man on Wire* über den Moment, als er losging.

Er ist nicht verrückt. Er weiß, dass er abstürzen kann, und es ist ihm nicht egal. Alle Risiken, die er durch Wissen und Planung, Können und Erfahrung ausschließen konnte, hat er zielstrebig und mit Umsicht ausgeschlossen, damit sein Gang über das Seil gelingt. Was aber bleibt, was immer bleibt, für ihn wie für jeden Menschen, ist jener letzte, aber entscheidende Rest Ungewissheit, der sich niemals ganz auflösen lässt.

Wie wird es ausgehen?

Philippe Petit weiß es nicht. Er vertraut.

Aber natürlich sind wir nicht Philippe Petit. Wir bringen uns nicht absichtlich in eine Situation, in der eine einzige Windböe unser Leben beenden kann. Wir halten es zu Recht für einen Fortschritt, das nicht zu müssen.

Unser Alltag hat nichts von einem Gang auf dünnem Seil, im Gegenteil. Wir haben ihn so eingerichtet, dass er einer Fahrt auf breitem, glattem Asphalt gleicht, in einem Auto mit Sicherheitsgurt, Airbags und Navigationssystem, auf einer Straße mit Leitplanken und Verkehrsregeln und einer Polizei, die über deren Einhaltung wacht.

Wir haben die Technik, wir haben den Wohlstand, Gesetze und Institutionen. Wir haben die Wissenschaft. Wir haben die Kontrolle. Unsere ganze moderne Zivilisation wirkt wie ein Versuch zur Abschaffung der Ungewissheit.

Seitdem ein Virus innerhalb von nur drei Monaten die Welt außer Kraft gesetzt hat, sind wir in einem Maß auf Vertrauen angewiesen, wie wir das nicht kannten. Wir müssen Virologen vertrauen, von denen wir bis vor Kurzem nie etwas gehört hatten, deren Einschätzungen jetzt aber unseren Alltag bestimmen. Wir müssen Politikern vertrauen, die noch nie zuvor so direkt und konkret über die persönliche Existenz von so vielen Menschen entscheiden mussten und die sich jetzt keinen Fehler erlauben dürfen. Wir müssen unseren Mitmenschen vertrauen, dass sie Abstand halten, auch wenn sie keine Angst davor haben, selbst krank zu werden. Genauso wie wir darauf vertrauen müssen, dass alle, wenn es erst vorbei ist, wieder hinausgehen, wieder teilnehmen, wieder investieren, um so unseren Alltag wiederherzustellen.

Das Ungewisse ist von den Rändern unserer Aufmerksamkeit in ihr Zentrum gerückt. Wo eben noch nichts unsicher sein durfte, scheint jetzt auf einmal fast alles unsicher zu sein.

Wozu wir Vertrauen brauchen?

Wie soll es denn ohne gehen?

"Wir bewohnen ein Klima des Vertrauens, so wie wir in der Atmosphäre leben", schreibt die neuseeländische Philosophin Annette Baier 1994 in einem Essay, "wir nehmen es wahr wie die Luft, nämlich erst dann, wenn es knapp wird oder verschmutzt ist."

Über Vertrauen denken wir erst nach, wenn wir es nicht mehr haben. Wir vertrauen wie selbstverständlich auf uns, auf andere, auf die Welt, auf das Leben selbst, doch dann trifft uns eine Erschütterung, wir scheitern im Beruf, eine Ehe zerbricht, ein Arzt stellt eine Diagnose, und erst da fällt uns auf, dass wir offenbar die ganze Zeit vertraut haben und meinen, es nun plötzlich nicht mehr zu können. Die Krise löst den Vertrauensverlust aus, der Vertrauensverlust bestärkt die Krise. Ein Teufelskreis entsteht, aus dem sich nur mit neuem Vertrauen wieder ausbrechen lässt. Doch nur weil es dringend gebraucht wird, stellt das Vertrauen sich nicht automatisch ein. Es lässt sich nicht anordnen oder befehlen, nicht einmal herbeiwünschen und auch nicht kontrollieren.

Wie konnten Menschen auf etwas, das so flüchtig zu sein scheint, ihr Leben, ihren Alltag, ihre Zivilisation, ja ihre Zukunft aufbauen?

Der Schimpanse, der nicht teilen will

Roman Wittig arbeitet als Verhaltensforscher am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig, wo Wissenschaftler aus den verschiedensten Disziplinen der Frage nachgehen, wie der Mensch wurde, was er ist. Wie der aufrechte Gang entstand oder die menschliche Hand, kann die Forschung mithilfe von Knochenfunden heute ganz gut rekonstruieren. Roman Wittig interessiert sich dafür, wie und warum der Mensch im Lauf der Evolution ein bestimmtes Verhalten entwickelt hat. Das kann er nicht an alten Knochen ablesen.

"Verhalten hinterlässt keine Fossilien", sagt er. "Deshalb beobachten wir unsere nächsten lebenden Verwandten – Schimpansen."

Roman Wittig leitet ein Forschungsprojekt, das seit mehr als vierzig Jahren das Leben von Schimpansen des Tai-Nationalparks in der Elfenbeinküste dokumentiert. Derzeit sind es hundertfünfzig Tiere in mehreren Gruppen, die das ganze Jahr über von morgens bis abends beobachtet werden. Fellpflege, Paarungen, Nahrungssuche, Rankenkämpfe – jede Aktion, jede Interaktion wird vermerkt. Die Gebiete, die die Schimpansen durchstreifen, sind so groß, dass die Wissenschaftler den Gruppen den ganzen Tag durch den Dschungel folgen müssen, bis die Tiere abends ihre Schlafnester bauen – am nächsten Morgen, noch bevor die Schimpansen aufwachen, passen die Wissenschaftler sie wieder unter demselben Baum ab, bevor es weitergeht.

"Wir würden sie sonst nur nach langem Suchen wiederfinden", sagt Roman Wittig.

Schimpansen ernähren sich hauptsächlich von Früchten, Samen und Blättern, sie essen aber auch Fleisch. Die Schimpansen des Tai-Nationalparks beispielsweise machen Jagd auf Stummelaffen, flinke Tiere, die sich so gut wie nie am Boden aufhalten und leicht über die Baumkronen entkommen. Um sie zu fangen, bilden die Schimpansen ein Team, in dem jeder eine feste Rolle hat. Es gibt den Treiber, die Blocker und den Greifer. Der Treiber klettert auf den Baum und schreckt die Stummelaffen auf, während sich die Blocker auf Bäumen rechts und links in Fluchrichtung postieren. So entsteht ein Tunnel, an dessen Ende der Greifer wartet. Noch bevor die Stummelaffen erkennen, was geschieht, sitzen sie in der Falle. Eine solche Jagdtechnik wurde bei Schimpansen bisher nur im Tai-Nationalpark beobachtet.

Was das mit Vertrauen zu tun hat?

"Eine ganze Menge", sagt Roman Wittig.

Diese Art zu jagen wird nur erfolgreich sein, wenn sich jeder Schimpanse an seine Rolle hält, und das wiederum wird er nur, wenn er darauf vertrauen kann, dass er am Ende einen Teil der Beute erhält. Die fast schon unheimliche Effizienz dieser Art zu jagen erklärt sich aus der Arbeitsteilung und der Koordination, mit der die Schimpansen vorgehen. Die Grundlage dafür aber liegt im Vertrauen, das zwischen ihnen herrscht. Zumindest sieht es so aus.

"Wir können sie ja nicht fragen", sagt Roman Wittig.

Was er und seine Kollegen aber können, ist: untersuchen, was in den Körpern der Schimpansen vorgeht, wenn sie anscheinend vertrauen. Dazu sammeln sie morgens und abends Urinproben der Tiere ein, die eingefroren und ins Institut nach Leipzig verschickt werden, wo inzwischen fünfzigtausend Proben lagern. Für jede ist genau dokumentiert, in welchen Situationen das Tier an jenem Tag war, damit die Wissenschaftler den Zusammenhang kennen, wenn sie die Proben auf ein bestimmtes Hormon untersuchen, das alle Säugetiere bilden können, auch der Mensch.

Das Hormon heißt Oxytocin. Der Name bedeutet "schnelle Geburt", beschreibt von all den Funktionen, die es im Körper hat, aber nur die, die als erste entdeckt wurde. Oxytocin leitet die Wehen ein und hilft, den Milcheinschuss in Gang zu bringen, weshalb es in der Humanmedizin seit Langem in der Geburtshilfe eingesetzt wird. Vor wenigen Jahren fanden Hirnforscher dann heraus, dass Oxytocin auch als Botenstoff im Gehirn wirkt und dort das Fühlen und Handeln beeinflusst. Als sich zeigte, dass diese Beobachtung, die zuerst bei Wühlmäusen gemacht wurde, auch für den Menschen gilt, war das eine wissenschaftliche Sensation.

Inzwischen ist belegt, dass Oxytocin Angst vermindert, Stress reduziert und zu größerer Offenheit führt. Es ist ein Bindungshormon, es bindet uns an andere. Wenn eine Mutter ihr Kind stillt, produziert ihr Gehirn Oxytocin. Genauso wird im Gehirn des Kindes Oxytocin produziert, wenn es gestillt wird. Das hat nichts mit irgendeinem Stoff zu tun, der durch die Muttermilch übergeben wird. Es passiert auch dann, wenn der Vater oder eine andere Bezugsperson das Kind hält oder liebkost. Es ist die Situation, auf die beide Körper reagieren. Geben und Nehmen und das Gefühl von Sicherheit – das ist der Ursprung von Vertrauen, so wird es verinnerlicht. Es ist das Erste, was wir lernen, nachdem wir geboren wurden.

"Wenn die Schimpansen Nahrung miteinander teilen, messen wir etwa fünfmal so hohe Oxytocin-Werte, als wenn sie nicht teilen", sagt Roman Wittig, "und zwar sowohl bei denen, die Nahrung bekommen, als auch bei denen, die welche abgeben."

Und wenn einer nicht teilen will?

"Es kommt natürlich auch bei Schimpansen vor, dass Vertrauen enttäuscht wird, und anders als wir Menschen müssen sie dabei nicht die Contenance wahren."

Manchmal beispielsweise bekommt ein Mitglied der Gruppe nach der Jagd nichts von der Beute ab. Dann beobachten die Forscher, wie es sich wütend auf den Boden wirft, scheinbar fassungslos darüber, wie ihm das widerfahren konnte. In was für einen Abgrund einer fällt, wenn er erkennt, dass es das Vertrauen, den Boden, auf dem er sich gerade noch so sicher bewegte, gar nicht gibt, vermittelt sich ganz gut, wenn Roman Wittig das erzählt. Aber dann kommen meist sehr schnell die anderen Schimpansen und umringen dieses Mitglied, um es ganz besonders ausgiebig zu "groomen", was unter Schimpansenforschern so viel wie innige Fellpflege bedeutet, sprich: kuscheln.

"Der Vertrauensbruch muss geheilt werden", sagt Roman Wittig. "Sie sind aufeinander angewiesen."

Natürlich sind wir keine Schimpansen. Wir schlafen nicht mehr auf Bäumen. Unsere Welt umfasst mehr als ein Stück Dschungel, und die Gruppe der Menschen, auf die wir täglich angewiesen sind, ist so groß, dass wir nicht mit allen kuscheln können, nur damit wir einander vertrauen.

Kontrolle ist gut, Vertrauen geht schneller

Wir kaufen Lebensmittel, die von Menschen hergestellt werden, die wir nicht kennen, an Orten und unter Bedingungen, für die dasselbe gilt. Wir steigen in Verkehrsmittel, die wir nicht selbst steuern, in denen wir aber sterben können, sobald derjenige, der es tut, einen Fehler macht. Wir leben in politischen Systemen, in denen wir nicht jede Meinung teilen müssen, doch nach den Meinungen der anderen sollen wir uns richten, sobald sie von der Mehrheit für gut befunden wurden. Wir setzen Technologien ein, die wir, selbst wenn sie aus dem Ruder laufen, nicht mehr abschalten können, ohne noch größere Schäden anzurichten.

Unsere Fähigkeit zu Arbeitsteilung und Koordination hat den Planeten in einem Ausmaß und einer Geschwindigkeit verändert, dass wir die Folgen längst nicht mehr überblicken. Wir haben unsere Welt größer und schneller gemacht, aber auch komplizierter und verletzlicher, dennoch beschleunigen wir sie immer weiter.

Damit dehnt sich der Raum, den unser Vertrauen abdecken muss, stetig aus. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser, das war gestern. Heute heißt es: Kontrolle ist gut, Vertrauen geht schneller.

Vertrauen sei "ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität", schrieb der deutsche Soziologe Niklas Luhmann bereits Ende der Sechzigerjahre, als die soziale Komplexität noch weit weniger komplex war, als sie es heute ist. "Ohne jegliches Vertrauen könnte der Mensch morgens sein Bett nicht verlassen. Unbestimmte Angst, lähmendes Entsetzen befielen ihn."

Aber ist das wirklich so?

Selbstverständlich nehmen wir an, dass uns über Nacht nicht die Decke auf den Kopf fällt. Wir gehen davon aus, dass der Mensch, mit dem wir das Bett teilen, auch am nächsten Morgen noch neben uns liegt, zumindest wenn wir ihn nicht erst am Abend zuvor kennengelernt haben. Wir vertrauen der Kita, dass unsere Kinder dort sicher sind, den Autofahrern, dass sie bei Rot halten, und unserem Chef, dass er nicht plötzlich einen Kollegen an unseren Arbeitsplatz setzt, der unseren Job übernimmt. Wir sind im Grunde auch der Meinung, dass sich der Klimawandel schon irgendwie in den Griff bekommen lässt, während wir gleichzeitig wenig unternehmen, um ihn aufzuhalten. Wir haben unsere Erfahrungen damit, worauf wir bauen können, und wir würden verrückt werden, wenn wir ständig darüber nachdächten, wie kipplig eigentlich alles ist.

Aber ist das tatsächlich alles Vertrauen? Oder nur ein Sichverlassen? Oder Gewohnheit? Oder Zukunftsergebenheit?

Und falls es da einen Unterschied gibt – ist er von Bedeutung?

Martin Hartmann ist Philosoph und lehrt an der Universität Luzern in der Schweiz, die wegen Corona zurzeit geschlossen ist. Deshalb betreut er seine Studenten jetzt auch per Videokonferenz von Deutschland aus, wo er wohnt. Die Sorgen, die einige von ihnen sich gerade um ihr Studium machen, kann er natürlich verstehen, dennoch stehen sie manchmal in merkwürdigem Widerspruch zu den schönen Umgebungen, von denen aus sich seine Studenten zuschalten. Es ist gar nicht so, dass die Schweiz schlechter mit dem Virus fertigwürde als andere Länder in Europa. Es ist eher so, dass die Schweizer wegen ihres Wohlstandes und ihrer legendären Organisiertheit angenommen hatten, viel besser damit zurechtzukommen.

"Dass diese Stützen wegbrechen könnten", sagt Martin Hartmann, "damit haben viele Leute hier nicht gerechnet."

Seine Doktorarbeit hat er vor zwanzig Jahren über *Die Kreativität der Gewohnheit* geschrieben, über die Gewohnheit ist er dann zum Vertrauen gekommen. Sein neuestes Buch, *Vertrauen – die unsichtbare Macht*, erschien erst vor wenigen Wochen und

versucht, dem Begriff des Vertrauens wieder Schärfe zu geben, nachdem er, für alles und jedes verwendet, immer verschwommener geworden ist. Womöglich haben wir inzwischen keine klare Vorstellung mehr davon, was wir vom Vertrauen erwarten dürfen und was nicht.

"Was wollen wir vom Vertrauen?", sagt Martin Hartmann, "das ist doch die Frage."

Er erzählt eine Geschichte aus einem Kinderbuch, die ganz gut illustriert, was er meint. Das Buch heißt *Vertrau mir, Mama!*, darin will Ollie, ein kleiner Junge, er ist sechs oder sieben Jahre alt, zum ersten Mal allein einkaufen gehen. Bevor seine Mutter ihm das erlaubt, gibt sie ihm genaue Anweisungen. Geh auf direktem Weg zum Laden. Bleib nicht stehen. Kürz nicht über den Garten des Nachbarn ab. Sprich mit niemandem. Sieh nach rechts und links, wenn du die Straße überquerst. Nimm die Hände aus den Hosentaschen.

"Vertrau mir, Mama!", sagt der Junge. "Ich bin doch schon groß."

Doch kaum ist er losgegangen, springt ihm ein schreckliches Monster in den Weg. Dass das passieren könnte, hatte seine Mutter ihm gar nicht gesagt. Zum Glück kann der Junge das Monster durch lautes Fauchen vertreiben, aber dann begegnet er einem Geist und einer Hexe. Auch darauf hatte seine Mutter ihn nicht vorbereitet. Als er endlich im Laden ankommt, kauft er die Sachen, die er kaufen soll, und dazu noch ein paar, die er ausdrücklich nicht kaufen soll. Auf dem Rückweg, den er verbotenerweise über den Garten des Nachbarn abkürzt, trifft er dann noch auf einen Bären und zwei Außerirdische, aber auch mit denen kommt er zurecht. Zu Hause fragt ihn die Mutter, ob er sich an ihre Anweisungen gehalten habe.

"Ich habe die Hände nicht in die Hosentaschen gesteckt", antwortet der Junge.

"Ich wusste, dass ich mich auf dich verlassen kann", sagt die Mutter.

Das ist das Schöne an der Geschichte: Der Junge hat sich an so gut wie keine Anweisung seiner Mutter gehalten. Einige Regeln hat er bewusst ignoriert, einige waren nutzlos angesichts der Gefahren, auf die er traf und von denen seine Mutter nichts ahnen konnte. Die unheimlichen Gestalten in der Geschichte stehen für all die Gefahren im Leben, die im Unbekannten lauern und auf die man sich nicht vorbereiten kann. Vertrauen zu rechtfertigen bedeutet eben mehr, als sich bloß an die Anweisungen zu halten. Es bedeutet, dem Ungewissen entgegenzugehen und sich ihm gewachsen zu zeigen. In diesem Sinne hat der Junge das Vertrauen, das seine Mutter in ihn gesetzt hat, voll und ganz gerechtfertigt, und wenn er am Ende sehr stolz und mit einem Lolli im Mund auf dem Gartenstuhl sitzt, dann ahnt man, dass auch er das vorher nicht wissen konnte. Das Vertrauen, das ihm erwiesen wurde, hat etwas erschaffen, das sich ohne Vertrauen nicht entwickelt hätte.

"Manchmal entsteht der Grund, der Vertrauen rechtfertigt, eben erst dadurch, dass man vertraut", sagt Martin Hartmann. "Er erfüllt sich sozusagen im Nachhinein selbst."

Er ist in Hamburg-Harburg aufgewachsen. Sein Vater ist an Krebs gestorben, da war Martin Hartmann sieben Jahre alt. Danach musste seine Mutter die drei Kinder, von denen er das jüngste war, allein erziehen und ernähren. Sie arbeitete als Sportjournalistin und war beruflich viel unterwegs, manchmal Tage, manchmal länger. Die Kinder mussten sehr früh selbstständig werden und lernen, sich um sich selbst zu kümmern. Einmal ist Martin Hartmann, da war er neun, allein mit der Bahn in die Stadt gefahren, nach Ochsenzoll, wo der HSV trainierte, dessen Fan er bis heute ist. Eine Stunde hin, eine Stunde zurück. Damals war er stolz. Aber wenn er sich heute als Erwachsener, der weiß, was alles passieren kann, daran erinnert, hat er eher ein zweischneidiges Gefühl.

Als seine eigenen Kinder das erste Mal allein einkaufen gehen wollten, sind seine Frau und er ihnen heimlich nachgegangen, bis die Kinder sie schließlich entdeckten.

"Da waren sie natürlich sauer", sagt er. "Wir hatten ihnen nicht vertraut."

"Alle wollen Vertrauen, aber niemand will vertrauen"

Als Thema hat Vertrauen in den vergangenen Jahren in vielen Wissenschaftszweigen Karriere gemacht. In der Politikwissenschaft gilt es als Klebstoff, der unsere auseinanderstrebenden Gesellschaften zusammenhält. Die Wirtschaftswissenschaften sehen in ihm eher eine Art Vorschuss für ein Geschäft oder Feenstaub zur Erhöhung von Effizienz, weil man sich mit jemandem, der einem vertraut, nicht immer erst umständlich absichern und abstimmen muss. Die Zukunftsforschung fragt sich, ob und wie der Mensch künstlicher Intelligenz vertrauen kann. Die Psychologie dagegen führt Persönlichkeitsstörungen oft auf einen Mangel an Vertrauen zurück. Die Küchenpsychologie schließlich interessiert sich vor allem für das Selbstvertrauen und dafür, wie es sich optimieren lässt. Fast immer geht es darum, was Vertrauen leisten soll und wie es hergestellt werden kann, weniger darum, weshalb es fehlt.

"Alle wollen Vertrauen", schreibt Martin Hartmann in seinem Buch, "aber niemand will vertrauen."

Tatsächlich haben wir unser Leben, unseren Alltag, unsere Zivilisation nicht auf etwas so Unzuverlässiges wie Vertrauen gebaut. Wir haben es auf Sicherheit gebaut. Fließendes Wasser aus der Leitung, Fußbodenheizung, Handyempfang im Tunnel. Parkplätze vor dem Haus, Computertomografie und kostenlose Rücksendung beim Online-Shopping. Schulabschlüsse, die zu Studienabschlüssen und dann zu Karrieren führen werden. Rentenansprüche, die sich Jahre im Voraus auf den Euro genau berechnen lassen. Ständiges Wirtschaftswachstum und die als sicher geltende Annahme, dass es jede Generation besser haben wird als die davor. Unser Vertrauen ist oft nur noch das Vertrauen darauf, dass die Dinge, andere Menschen, das Leben genau so funktionieren, wie wir uns das wünschen und gebrauchen können. Sogar von uns selbst erwarten wir das.

Heute sind nicht nur die Ökonomien in straffe Lieferketten eingespannt, bei denen es an keiner Stelle klemmen darf, auch in unserem Alltag, unseren Beziehungen, unseren Biografien muss immer eins ins andere greifen. Wir wollen sicher sein können und nicht überrascht werden. Deshalb werden aus uns Helikopter-Eltern, fahren wir SUVs, schließen Eheverträge. Deshalb sehen wir im Ungewissen nur noch den Raum, aus dem die Störung, die Gefahr, der alles entscheidende Fehler kommen kann. Darum muss das Ungewisse unbedingt in Schach gehalten werden. Dabei wissen wir, dass das nicht möglich ist, dafür muss nicht erst ein neues Virus ausbrechen, das in drei Monaten die Welt lahmlegt. Eine Gesellschaft, die in dem Anspruch lebt, alles im Griff zu haben, kämpft auch ständig mit der Angst, es könne etwas schiefgehen, weil sie genau damit nicht umgehen kann. Die Gefühle von Allmacht und Ohnmacht liegen für diese Gesellschaft nah beieinander, und sie wird anfällig noch für den kleinsten Hinweis auf Ungewissheit. Darauf fußen ganze Geschäftsmodelle.

Seit Wochen beschießt die *Bild*-Zeitung das Sicherheitsgefühl der Leser mit Schlagzeilen. Unter dem Titel "Schüler und Eltern klagen: Corona-Chaos an unseren Schulen" berichtet *Bild* über eine "Schock-Umfrage", nur sieben Prozent der Schüler erhielten in Deutschland digitalen Unterricht. Dass in derselben Umfrage 57 Prozent der Eltern damit zufrieden sind, wie die Schule das Homeschooling organisiert – egal. "Steuer-Schock wegen Corona: Geht Deutschland jetzt pleite?", steht über einem Artikel über Olaf Scholz' Prognose der Steuereinnahmen. Die Antwort im Text: "Deutschland kann kaum pleitegehen." Am Montag titelt *Bild*: "Drosten-Studie über ansteckende Kinder grob falsch – Wie lange weiß der Star-Virologe schon davon?" Die Forscher, die in dem Artikel als Kronzeugen benannt werden, fühlen sich falsch wiedergegeben und distanzieren sich.

Alle diese Schlagzeilen nutzen letztlich aus, dass Angst und Unsicherheit weit verbreitet sind. Medien können sehr gut von den Albträumen der modernen Zivilisation leben.

Wohin wir sehen, ist das Vertrauen in die Kontrollierbarkeit unserer Welt ins Wanken geraten. Der Klimawandel erschüttert unser Vertrauen in den Kapitalismus, der uns bisher doch so zuverlässig mit Wohlstand versorgte. Der Populismus erschüttert unser Vertrauen in den Kompromiss, der Terror erschüttert unser Vertrauen in die öffentliche Sicherheit, Fake-News erschüttern unser Vertrauen darauf, dass es überhaupt so etwas wie Wahrheit gibt, auf die wir uns einigen können. Es ist eigentlich kein Wunder, dass der Mensch, der meint, keinen Gott, kein höheres Wesen zu brauchen, weil er sein Schicksal immer in den eigenen Händen hält, genau damit überfordert ist. Er hat, außer sich selbst, niemanden, auf den er sich beziehen kann.

"Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag."

So lauten die berühmten letzten Zeilen des Gedichts, das der Theologe Dietrich Bonhoeffer aus dem Kellergefängnis der Gestapo für seine Verlobte schrieb, knapp vier Monate vor seiner Hinrichtung. Mehrmals hatte er in den Jahren zuvor die Chance gehabt, Deutschland dauerhaft zu verlassen, und war doch zurückgekehrt, um sich dem Widerstand gegen die Diktatur anzuschließen. Er ahnte, dass er der Todesstrafe nicht entgehen würde, dennoch vertraute er darauf, geschützt zu sein.

"Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will", hatte er zwei Jahre zuvor geschrieben. "Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen."

Gottvertrauen mag in unserer modernen Welt wie die unwahrscheinlichste Form des Vertrauens aussehen, weil es sich auf etwas bezieht, das sich naturwissenschaftlich nicht beweisen lässt. Jemand, der auf Gott vertraut, wird in seinem Leben dennoch die Gegenwart von etwas spüren, das ihn hält und trägt und dadurch für ihn wirklich wird. Dafür muss die Not nicht so groß sein wie im Gestapo-Keller der Nazi-Diktatur. Auch im Alltag unserer im Vergleich dazu sorgenfreien Welt hilft es vielen Menschen, sich an etwas wenden zu können, das größer ist als sie selbst.

Vertrauen bedeutet, dass wir uns in andere Hände begeben. Es bedeutet, dass wir nicht alles kontrollieren und beherrschen wollen, selbst wenn wir die Möglichkeit dazu haben. Es bedeutet, den anderen, der Welt, dem Leben die Freiheit einzuräumen, uns so zu begegnen, wie sie es wollen, in der Erwartung, dass sie es gut meinen, aber ohne den Versuch, das sicherzustellen. Um dieses Vertrauen jedoch zuzulassen, müssen wir uns entscheiden. Entscheiden heißt nicht, zu wissen, bevor man handelt. Es heißt, zu handeln, bevor man weiß.

Können wir das heute noch?

Leben bedeutet, die Ungewissheit anzunehmen

Andrea Sturm ist seit mehr als vierzig Jahren Hebamme und hat in dem Beruf schon alles erlebt. Sie hat Hausgeburten begleitet, war leitende Hebamme einer großen Klinik und hat in Schweden und England gearbeitet. Wegen des Virus gibt sie nun Rückbildungskurse per Videokonferenz von ihrer Hamburger Wohnung aus. Kolleginnen haben ihr erzählt, dass sie, als es noch nicht genug Masken gab, mit den Babys nur gesummt und nicht gesprochen haben, aus Angst, sie anzustecken.

"In welche Zeit gebäre ich mein Kind hinein?", sagt Andrea Sturm. "Das fragen sich jetzt natürlich viele Frauen."

Dass sie 1977 angefangen hat, als Hebamme zu arbeiten, und dass das genau das Jahr war, in dem die feministische Zeitschrift *Emma* herauskam, erzählt sie in einem Atemzug. Andrea

Sturm wurde nicht Hebamme, weil es ihr um Babys ging, ihr ging es um die Frauen, die damals noch so behandelt wurden, als sollten sie für die Geburt nur ihren Körper zur Verfügung stellen. Sie kamen ins Krankenhaus, Montag bis Freitag wurde geboren, am Wochenende war frei, ansonsten wurden die Wehen eingeleitet. Die Frauen kamen in den Kreißaal, wurden hingelegt, und dann wurden sie entbunden.

"Sie *haben* nicht entbunden, sie *wurden* entbunden", sagt Andrea Sturm.

Und dann: "Im Grunde ist das heute wieder so."

Als Andrea Sturm Hebamme wurde, wollte sie den Frauen helfen, selbst zu bestimmen. Das Tempo, den Ort, die Lage, in der sie gebären. Sie wollte ihnen helfen, die Geburt in die eigene Hand zu nehmen. Genau das will sie immer noch. Alles, was sie damals wie heute anzubieten hat, ist das Vertrauen ins eigene Gefühl. Aber das scheint wenig, gemessen an einem Fortschritt, der immer neue Sicherheiten verheißt.

Schwangere werden heute viel enger überwacht als vor vierzig Jahren, es gibt deutlich mehr und deutlich bessere Vorsorgeuntersuchungen. Der erste Ultraschall, an den Andrea Sturm sich erinnert, zeigte ein Schneegestöber und zwischen den Flocken ganz klein den Kopf des Babys. Heute sind die Bilder so genau, dass an ihnen millimetergenaue Messungen vorgenommen werden, die einen Hinweis darauf geben, ob das Kind womöglich behindert ist. Um das im Fall der Fälle zu beweisen, sind dann weitere Untersuchungen nötig, die, aus Sorge, etwas zu versäumen oder zu übersehen, die betroffenen Eltern natürlich machen. Aber auch am Ende der Prozedur bekommen sie keine absolute Sicherheit, nur relative Wahrscheinlichkeiten. So wird eine Schwangerschaft zum Abarbeiten von Rückversicherungen.

"Wir gehen gar nicht mehr davon aus, dass alles in Ordnung sein könnte", sagt Andrea Sturm.

Die Entscheidung, ein Kind zu bekommen, ist eine der weitreichendsten im Leben. Wie kaum etwas sonst bringt sie uns in Kontakt mit dem Ungewissen. Vielleicht wissen wir nicht, ob wir den richtigen Partner haben, wie wir Kind und Karriere vereinbaren sollen und ob wir gute Väter und Mütter sein werden. Für all das gibt es keine Sicherheit, bis wir es versuchen.

Womöglich schieben deshalb so viele Menschen diese Entscheidung so lange auf. Aber dann gelten die Frauen auf einmal als spätgebärend, dann gilt die Geburt als gefährlicher Akt, den nur die Medizin beherrscht. Da scheint es für viele Frauen das Sicherste zu sein, sich in die Hand der Ärzte zu begeben, die ihnen sagen können, was mit ihnen und dem Ungeborenen ist. Das macht es für Andrea Sturm schwer, die Frauen an das zu erinnern, was so leicht verloren geht – das Gefühl für den eigenen Körper und das ungeborene Kind.

"Den Großteil meiner Zeit verbringe ich damit, die Frauen darin zu bestärken, dass sie viel mehr selbst einschätzen können, als sie denken", sagt sie.

Wir wissen heute mehr über die Welt als je zuvor, aber dadurch erscheint sie uns nicht als ein sichererer Ort. Wir sind in der Lage, Gefahren früher zu erkennen, sie genauer zu beschreiben, uns besser auf sie einzustellen. Wir haben den Ultraschall, und wir setzen ihn ein, genauso wie all die anderen Instrumente, die uns schützen sollen und von denen unser Verstand das mächtigste ist. Er wird immer Anlässe finden, sich zu fragen, was alles schiefgehen kann und wie es zu verhindern ist. Die Aufgabe ist es, trotzdem ins Vertrauen zurückzukehren.

Wie soll das gehen?

"Es ist erstaunlich simpel", sagt Andrea Sturm.

Wenn die werdenden Mütter bei der Geburtsvorbereitung unsicher sind und Fragen stellen, weil sie etwas gelesen haben, der Arzt etwas gesagt hat oder die beste Freundin, dann fragt Andrea Sturm zurück: "Was ist denn dein Gefühl? Was würdest du tun?"

Dann gehen die Frauen kurz in sich, und bei fast allem, was sie danach antworten, sagt Andrea Sturm: "Ja, das ist gut. Das ist der richtige Weg."

Oft sind die Frauen erstaunt, dass es so einfach sein soll. Dass sie die Kraft besitzen, die unbekannte Situation zu meistern. Aber Andrea Sturm erinnert sie nur an etwas, das sie eigentlich wissen. Etwas Ähnliches erleben Menschen, die in die Natur gehen, sich von Kunst berühren lassen, meditieren, Yoga machen oder versuchen, achtsamer zu sein, weil sie in sich nach einer Stille suchen, in der sie ihre eigene Stimme überhaupt wieder hören können.

Vertrauen ist eine uns innewohnende Kraft, die uns nicht nur ermöglicht, mit dem Ungewissen zurechtzukommen, sie zieht uns immer wieder zu ihm hin, weil wir uns letztlich nur dort entwickeln und erfahren können, im eigentlichen Sinne also lebendig sind. Das Ungewisse ist das Leben selbst, und es zu leben bedeutet, diese Ungewissheit anzunehmen.

Dieser Artikel stammt aus DIE ZEIT Nr. 23/2020 vom 28.05.2020.
Die Wiedergabe hier ist nur für Lehrzwecke.



[Link zum ZEIT ONLINE Artikel](#) – exklusiv für Abonnenten